

Maximilian Eisen
Frau Stadträtin auf Abwegen

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

Maximilian Eisen

Frau Stadträtin auf Abwegen

Politskandal in Zürich

Kriminalroman

Kommissar Loeb's zweiter Fall



edition fischer

»Die in diesem Buch beschriebenen geographischen Beschreibungen entsprechen tatsächlichen Verhältnissen. Es könnte sein, dass irgendwo die Polizei oder Politik so oder ähnlich funktionieren. Die vorliegende Geschichte jedoch ist meiner Fantasie entsprungen. Mit der Realität übereinstimmende Fakten und Namen sind demnach reiner Zufall.«

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2013 by edition fischer GmbH
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Schriftart: Palatino 11°
Herstellung: efc
ISBN 978-3-86455-941-9

Personenregister

Libanon

Ayoub Salam

Nadjla Salam, seine Mutter

Aida Salam, seine ältere Schwester, Krankenpflegerin

Aline Salam, seine jüngere Schwester

Tony Salam, sein Bruder in Lyon

Boutros, Dorfscheich in Shemlan

Ali Mansour

Schweiz

Farid Hosni (Schweiz) Leutnant der Amal Miliz und Folterer, syrischer Staatsangehöriger und Geheimpolizist

Gaby Neuenschwander, Ayoub's Ehefrau Nr. 1

Elisabeth Neuenschwander, Ayoub's Schwiegermutter

Lisa Huber, Freundin von Ali Mansour

Moritz Giliesa, ehemaliger Leiter Kulturamt und jetziger Unternehmer

Kaspar Loeb, Kommissar aus den Bergen mit jüdischen Wurzeln

Erica Freiburg, seine Freundin

Karl Knobel, Wachtmeister, enger Mitarbeiter Loeb's

Pascal Chenaux, Westschweizer Polizist im Loeb's Team

Bruno Spühler, Polizist in Loeb's Team, mit rechtsextremen Tendenzen

Pedro Bohnenbusch, Staatsanwalt und Opportunist

Frau Dr. Walser, Gerichtsmedizinerin

Gisela Hartmann, Chefin des Polizeilabors

Dr. Viktor Hurtig, Chef des Russian Desk bei der Bundesanwaltschaft

Von Beck, Pressesprecher der Polizei

Luzia Schleyer-Ratz, Regierungsrätin

Francesco Cazzolini, Anwalt und linker Politiker

Richter Löwenberg

Cain Wermuth und **Rufus Genner** wollen das schnelle Geld verdienen

*Für IHN,
der immer mutig weiter geht auf seinem Lebensweg.*

Zürich 2012

Kommissar Kaspar Loeb war ein integrierter und leidenschaftlicher Mann. Seinen Beruf betrachtete er als Beitrag dafür, die Gesellschaft vor bösen Einflüssen und kriminellen Machenschaften zu schützen. Dabei setzte er sogar sein Privatleben hinter die Bedürfnisse seiner Arbeit. Trotz seines Wunsches nach Kindern hatte er nie geheiratet, sondern sich auf sein Verhältnis mit Erica Freiburg, einer politisch engagierten Beamtin im Sozialamt, beschränkt. Beinahe fanatisch wahrheitsliebend verfügte er über einen untrüglichen Instinkt, diese Wahrheit zu finden. Oft waren seine Ziele mit denen seiner politischen Vorgesetzten unvereinbar. Dutzendfach hatte er erfahren müssen, dass der Staatsanwalt, ein Richter oder die Direktorin politische Ziele verfolgten, die mit seinem Gerechtigkeitssinn absolut unvereinbar waren. Deswegen regte er sich oft auf über die Manipulationsversuche der Justiz, der Medien und der Politik. Das hatte sich gerade bei seinem letzten Fall gezeigt.¹

Die strahlende Frühlingssonne hatte ihn schon heute früh geweckt. Ein strahlender, warmer Frühlingstag wartete auf ihn. Um diese Zeit herrschten schon – es war erst sieben Uhr – außergewöhnliche 18 Grad Celsius, und das im März! Wie immer hatte er sich sein Birchermüesli selbst gemacht: mit vier Teilen Haferflocken, einem Teil gehackten Mandeln, einem Teil gehackten Baumnüssen, einem Jogurt, einem geraffelten Apfel und ein bis zwei Saisonfrüchten. Diesmal waren das Kiwis und Grapefruitschnitze. Den Espresso bereitete er sich aus der Maschine zu. Dann holte

¹ Siehe Band »Richter auf Abwegen«/ edition fischer, Frankfurt

er die NZZ aus dem Briefkasten und setzte sich mit Frühstück und Zeitung in die Loggia. Wie schon so oft fragte er sich jetzt, weshalb er sich das antat, dieses Zeitungslesen. Da gab doch heute ein Rechtsprofessor Empfehlungen ab, wie man die letzte Volksabstimmung gegen die Zubetonierung der Berge umgehen könnte. Er kam ins Sinnieren: Wenn selbst Rechtsprofessoren Ratschläge erteilen, wie sie einen Volksentscheid uminterpretieren können, dann hat dieses Land eine schreckliche Wendung genommen. Dann weiß ich nicht mehr, was ich in diesem Land zu suchen habe. Dann kann ich meine Polizeikarriere gleich in Weißrussland oder Nord Korea fortsetzen. Er kam ins Träumen und sehnte sich zurück in jene heile Welt des Albulatals, in der er aufgewachsen war. Hier konnte er sich vom Stress der Stadt und der seiner Ansicht nach grassierenden Konsumsucht und Gleichmacherei in der urbanen Gesellschaft erholen. Vielleicht verkläre ich meine Jugendzeit, wenn ich daran denke, wie ich mit Papa durch die Wälder streifte und mir Flora, Fauna und Pilze erklären ließ. Was war das für ein Erlebnis, als ich früh am Morgen Rehe oder Gämse beim Äsen beobachten konnte! Ich kann diesen frühmorgendlichen Duft des Bergwaldes buchstäblich riechen.

Diese Erlebnisse hatten ihn gelehrt, sich, wo immer er konnte, gegen die Ausbeutung der Natur, der Landschaft und der Tiere zu wehren. Musik und Natur war Balsam für seine Seele. Auch vor der in der Zeitung erwähnten Abstimmung hatte er bei Krethi und Plethi für die Initiative geworben und war überglücklich wegen des allerdings knappen Ergebnisses. Ich kann diese Leier über Arbeitsplatzverluste kaum mehr ertragen, dachte er weiter. Offenbar meinen gewisse Vertreter unserer Wirtschaft, sie hätten für halb Europa Arbeitsplätze zu schaffen, wenn dafür die Schönheit unserer Landschaft geopfert werden muss. Diese Gier wird uns alle zerstören.

Plötzlich wurde er in seinen düsteren Morgengedanken

aufgeschreckt. Das Telefon hatte geläutet. Sein engster Mitarbeiter und Kollege, Pascal Chenaux, war am Apparat. Pascal war Westschweizer und stammte aus Lausanne. »Bonjour Chef, bien reveillé?«, begrüßte er ihn. Loeb murmelte einen Gruß und fragte, warum er schon so früh anrufe.

»Man hat eine Leiche gefunden in einer Wohnung in der Ankerstraße im Kreis 4. Die Leiche weist Messerstiche auf. Mindestens einer davon müsste tödlich gewesen sein.

»Gut, ich komme sofort. Wo bist du jetzt?«

»Ich bin schon hier im Haus Nummer 167.«

»Okay, danke, ich werde mich beeilen und direkt dort hin kommen.«

Seufzend trank er den Espresso in einem Zug aus, stellte das Frühstücksgeschirr in die Spülmaschine, zog sich eine Jacke über und verließ die Wohnung. Sein heißgeliebtes Motorrad stand hinter dem Haus, und bei diesem Wetter wäre es eine Sünde gewesen, es nicht zu benutzen. Er setzte sich den Helm über, verzichtete auf die Lederklamotten, stieg auf und brauste los.

Zwar herrscht schon einiger Morgenverkehr, aber mit seinem Motorrad war es ein Leichtes, die unzähligen SUVs zu überholen, in denen jeweils mehrheitlich eine meist weibliche Person am Steuer saß. Schon nach 15 Minuten traf er am Ort des Leichenfunds ein und begrüßte Chenaux, der vor der Wohnung wartete, mit einem kurzen Kopfnicken. Er hatte seinem Mitarbeiter Vieles beigebracht. Manchmal fragte er sich, ob er an einem Pygmalionkomplex leide.

Chenaux war ein feiner Kerl, anständig, intelligent und immer zur Stelle, wenn man ihn brauchte. Einen solchen Sohn hätte er schon gern gehabt. Pascal hatte sich seit der Beendigung seines Stages enorm positiv entwickelt, und Loeb glaubte oder hoffte, dass er selbst nicht ganz unschuldig daran war. Er zog ihn allen anderen Mitarbeitern vor und hatte oft Mühe, diese Tatsache zu verbergen. Chenaux sah blendend aus und war überaus sympathisch. Die

Frauen sämtlicher Kommissariate schwärmten für ihn. Und nicht nur die, wie man hört. Loeb wollte vermeiden, dass man auf den Gedanken kommen könnte, er hege stärkere als kollegiale Gefühle ihm gegenüber. Er wollte niemanden bevorzugen. Das würde Eifersüchteleien verursachen und wäre in seinem Team inakzeptabel. Er hatte Pascal gern und sah in ihm so etwas wie einen Ziehsohn. Aber er wollte Distanz wahren und hielt sich zurück. Deshalb das kurze Kopfnicken.

»Spühler ist schon hier, er ist oben in der Wohnung. Soll ich dich schon mal mit unserem Wissenstand bekanntmachen?«

»Gern.«

»Es handelt sich um einen Araber. Gemäß seines Flüchtlingsausweises, der auf dem Tisch im Wohnzimmer lag, heißt der Typ Farid Hosni und ist, oder besser war, 49 Jahre alt, ein Syrier, geboren in Homs. Wir sprechen hier von einem syrischen Flüchtling, der vor zwei Jahren einreiste und vor kurzem Asyl erhielt.«

»Was? Ein Asylentscheid schon nach zwei Jahren?«, unterbrach ihn Loeb: »Das ist ein Rekord in diesem Land. Sonst müssen doch diese armen Teufel mindestens vier Jahre darauf zu warten.«

»Weiß der Herr, was die mit diesen Gesuchen in Bern alles machen, bevor sie entscheiden«, fuhr Chenaux fort. »Dieser hier war wahrscheinlich ein Verfolgter des Asad-Regimes. Visitenkarten, die überall in Küche und Flur sowie im Wohnzimmer herumlagen, deuten darauf hin, dass er seinen Lebensunterhalt mit Export von alten Autos verdiente.«

»Wer hat ihn gefunden?«

»Bruno. Wir erhielten einen Anruf von seiner Verlobten, einer Dame aus dem Aargau. Am Telefon hörte sie sich an wie eine ungefähr 50-jährige Frau, die dem Akzent nach eine Schweizerin sein musste. Sie hätte schon seit einigen Tagen nichts mehr von ihm gehört und sei sehr beunruhigt.

Üblicherweise habe ihr Freund jeden Abend angerufen. Spühler war als Erster hingegangen. Ich war schon auf dem Weg zum Büro, als er mich über das Handy erreichte und mich bat, direkt hierher zu kommen.«

Gemeinsam gingen sie ins Haus, stiegen die Treppe empor und spähten in die Wohnung des Mordopfers. Dort war dem Anschein nach der Tatort. Die Wand entlang des ganzen Flurs war mit Einbauschränken bis zur Decke verkleidet, deren Türen mit holzfarbener Plastikfolie beklebt worden sind. Die Tür zum Bad stand offen, ebenso die Tür zur Küche, wo man vor dem Küchentisch eine Blutlache sah. Zwei andere Türen aus furniertem Holz waren geschlossen. Loeb vermutete ein Schlaf- und ein Wohnzimmer dahinter. In der ganzen Wohnung stank es nach abgestandener Luft, überall herrschte ein ziemliches Durcheinander. Bruno Spühler war gerade dabei, Schränke und Schubladen im Wohnzimmer zu öffnen.

»Guten Morgen, Bruno, wie geht's? Hast du den KTED² schon angerufen?«

»Selbstverständlich! Hätte ich kein Recht dazu gehabt, oder glaubst du, ich hätte es vergessen? Die Gerichtsmedizin ist schon auf dem Weg. Ich bin nach dem Anruf dieser Frau sofort hierher gefahren, habe geläutet. Niemand hat geöffnet, alles blieb still. Als Pascal kam, haben wir zusammen die Wohnungstür aufgebrochen. Danach ging Pascal wieder nach unten, ich ging allein hinein.«

Eigentlich hatte Bruno alles richtig gemacht. Keiner darf beim Verdacht auf natürliche Todesursache den Tatort betreten, um festzustellen, ob jemand Hilfe und Rettung benötigt. Ist ein Gewaltverbrechen offensichtlich, heißt die Devise: nichts berühren, auf nichts treten und so rasch wie möglich den Tatort wieder verlassen. Aber Bruno Spühler war Loeb's ein schwierigstes Teammitglied. Aufgrund seines

unbewältigten Minderwertigkeitskomplexes fühlte er sich ständig angegriffen und beklagte sich bei jeder sich bietenden Gelegenheit. Im Team war sein unzufriedener Gesichtsausdruck sprichwörtlich geworden. Bei Diskussionen erwies er sich oft als Ausländerhasser und vermittelte stets den Eindruck eines typischen Spießbürgers. Obwohl er ungefähr im gleichen Alter stand wie Loeb, also knapp 50 war, sah er erheblich älter aus.

Loeb blickte Chenaux in heimlichem Einverständnis an, presste die Lippen aufeinander und schüttelte kaum merklich den Kopf, ohne dass dies von Spühler bemerkt worden wäre.

»Natürlich hast du ein Recht dazu gehabt, sogar die Pflicht. Du hast bis jetzt alles richtig organisiert, wie ich merke. Wieso darf man da nicht mehr nachfragen?«

»Man kann nie wissen, was euch Vorgesetzten alles einfällt, um zu zeigen, wer der Chef ist!«

Loeb begann, sich zu ärgern: »Ach, hör doch auf, du weißt doch ganz genau, wir sind hier ein Team und keine hierarchisch organisierte Kompagnie. Du kannst dich wirklich nicht beklagen. Wo ist die Leiche?«

»Im Schlafzimmer«, antwortete Bruno, froh über den Themanwechsel. Insgeheim ärgerte er sich über sich selbst wegen des vom Zaun gerissenen Disputs.

»Ich habe allerdings den Eindruck, dass er nicht dort umgebracht wurde, sondern in der Küche. Sieh mal, sogar hier im Flur finden sich entsprechende Schleif- und Blutspuren, zudem kann man in der Küche und im Schlafzimmer mit bloßem Auge viele Blutspuren entdecken.«

Loeb zog sich Gummihandschuhe über und begab sich in das Schlafzimmer, wo die vollständig bekleidete Leiche am Boden lag, Kopf und Bauch nach unten. An der Schulter und unter dem linken Schulterblatt sah man deutlich Einstiche, die von einem Messer herstammten. Die männliche Leiche trug einen schwarzen Schnurrbart, hatte dunkelbraunes Haar, war athletisch gebaut und etwa 1,80 groß.

Loeb sah sich um, dann ging er zurück in die Küche und nahm sie in genaueren Augenschein. Die Schränke in der Küche waren beinahe leer. Lediglich einige Dosen mit Fertigmahlzeiten und Gläser mit Konfitüren standen herum. Geschirr gab es für zwei Personen. Ein paar schmutzige Gläser und zwei Mugs standen auf dem Abtropfbrett. Im Backofen befanden sich zwei Pfannen und eine Bratpfanne. Als er den Kühlschrank öffnete, kam ihm übler Geruch verdorbener Lebensmittel entgegen. Ein Wunder, dass keine Kakerlaken Zugang gefunden hatten. Wurst und Käse waren von grünem Schimmel befallen.

Mittlerweile waren die Leute vom KTED mit ihrem VW-Bus eingetroffen. Sie schleppten die Koffer mit dem technischen Material die zwei Treppen nach oben und begrüßten ihre Kollegen. Kaum hatten sie ihre weißen Schutzanzüge angezogen, hörte man schon den Wagen der Gerichtsmedizinerin Frau Doktor Walser vor der Haustür anhalten. Mit Schwung stieg sie aus und eilte die beiden Treppen hoch.

»Guten Morgen allerseits! Ihr sorgt jedenfalls immer dafür, dass einem die Arbeit nicht ausgeht! Schon in aller Herrgottsfrühe muss man antraben, eine Zumutung an einem Montagmorgen.«

»Guten Tag, liebe Frau Doktor«, antwortete Chenaux mit seinem charmanten Westschweizer Akzent. »Seien Sie doch dankbar, dass Sie geweckt wurden an einem solch wunderbaren Frühlingstag, den Sie jetzt und nicht erst am Mittag genießen dürfen. Dazu sollten Sie dankbar sein, dass wir Sie mit so einer interessanten Arbeit betrauen«, fügte er mit einem Augenzwinkern hinzu.

»Da sollten Sie sich aber beim Mörder bedanken«, warf Loeb ein.

Frau Doktor Walser war wie immer in Schuss, effizient und voller Energie. Sie zog sich ihre Berufsschürze um und Gummihandschuhe an und meinte ironisch lachend: »Seien Sie meiner Dankbarkeit versichert, meine Herren. Es ist im-

mer eine Freude, mit so rücksichtsvollen und charmanten Herren zusammenzuarbeiten.«

Sie beugte sich über die Leiche, maß die Temperatur und hob den Arm der Leiche zur Überprüfung der Leichenstarre. Dann drehte sie sich um und fuhr mit der Untersuchung fort, um fortwährend einige Daten in ihren Laptop zu tippen.

»Können Sie schon sagen, wie lange der tot ist? Im Kühlschrank liegen verdorbene Lebensmittel, die den Eindruck erwecken, dass dieser Typ schon mehr als eine Woche tot hier liegt, aber das kann nicht sein, sonst würde es hier anders riechen.«

»Nein, ich schätze, er ist nicht länger als 48 Stunden tot. Genaueres kann ich Ihnen nach der Obduktion erläutern. Jedenfalls sind schon Totenflecken vorhanden, aber die Totenstarre nicht wieder aufgelöst.«

»Ich nehme an, dass er mit einem Messer umgebracht wurde«, meinte Chenaux.

»Davon kann man ausgehen«, antwortete sie. Viel mehr konnte man nicht aus ihr herausbringen. Sie weigerte sich, ohne genaue gerichtsmedizinische Untersuchung zu spekulieren. Schließlich begab sich Chenaux in den Wohnraum zu Spühler, der dabei war, die Schränkchen einer veralteten, aus dem Brockenhaus stammenden Wohnwand zu öffnen. Chenaux sah sich um und meinte:

»Reich scheint dieser Ermordete bei Gott nicht gewesen zu sein.«

Spühler, der gerade eine halbe Flasche Ouzo und ein paar alte arabische Zeitungen gefunden hatte, sah sich zu einer schmallippig geäußerten Bemerkung veranlasst: »Diese Araber wohnen nicht, sie hausen und legen keinen Wert auf sauberes und gepflegtes Wohnen.« Chenaux schüttelte den Kopf und sah um sich, als hätte Spühler in der Kirche laut geflucht. Sobald es um einen Ausländer ging, gab er negative Kommentare ab. Aber er schwieg. Er wollte keinen Krach. Er öffnete ein paar Schubladen und fand CDs mit

arabischen Liedern und Instrumentalmusik darin. George Wassouf, Feirouz, Cheb Khaled, Asala Nasri, las er auf den Hüllen. Von Oum Kalthoum hatte sogar er selbst schon gehört. Er wollte gerade eine der CDs in das auf dem Gestell der Wohnwand liegende Abspielgerät einlegen, als Loeb aus der Küche kam und dies bemerkte.

»Aber Pascal, damit kannst du doch warten, bis der Tote abtransportiert wird!« Chenaux errötete und legte die CD in die Hülle zurück. Dann meinte er:

»Ich konnte einen Laptop finden, der zuunterst im Kleiderschrank versteckt lag. Wo ist aber sein Handy? Selbst die weniger bemittelten Araber besitzen meist ein Handy. Merkwürdig, dass hier keins herumliegt.«

»Das wird sich in den Taschen des Ermordeten finden, nehme ich an. Ein Raubmord war das sicher nicht«, antwortete Loeb und steckte den Laptop in eine Plastiktasche.

Chenaux begab sich mittlerweile ins Badezimmer. Dort herrschte eine ärmliche schmutzige Unordnung. Er öffnete den Badezimmerschrank, konnte aber außer ein paar Toilettenartikeln, Aspirin und ein paar Präservativen nichts Verdächtiges entdecken. Routinemäßig öffnete er den Spülkasten und rief dann Loeb herein.

»Schau' mal, was ich gefunden habe!« Loeb schaute neugierig in den Spülkasten. Chenaux zog sich Gummihandschuhe an, nahm eine Plastiktasche aus dem Kasten und hob die sich darin befindlichen Papiere und einen Reisepass heraus.

»Aha, eine arabische Urkunde, ein Reisepass, ein Ausweis für Polizeibeamte, alles ausgestellt vom Innenministerium der Arabischen Republik Syrien«, sagte er nach kurzer Durchsicht der Dokumente. Der Pass und der Polizeiausweis waren in Arabisch und Englisch ausgestellt, die Geburtsurkunde in Arabisch. Auf allen Fotos war der tote Farid Hosni zu sehen. Doch die Ausweise waren für einen Ali Mansour, geboren am 12. Mai 1961 in Mardschajun/Li-

banon, schiitischen Glaubens, syrischer Staatsangehöriger, ausgestellt worden. Die Schriftzeichen auf der arabischen Urkunde – offensichtlich die Namen – stimmten mit jenen in der zweisprachigen Papieren überein. Offenbar hatte dieser Ali Mansour einen falschen Namen angegeben, als er um Asyl gebeten hatte. Zudem schien er ein Polizeibeamter gewesen zu sein, was die Brisanz des Sachverhalts verstärkte.

Inzwischen hatte Frau Dr. Walser die Untersuchung der Leiche beendet und den Toten abtransportieren lassen. Sie kam ins Badezimmer zu den dort versammelten Polizisten, um sich die Hände zu waschen und sich zu verabschieden. Sie wandte sich an Loeb und übergab ihm eine Plastiktasche mit dem Handy, einem Feuerzeug und dem Taschenmesser des Toten.

»Also, ich werde Ihnen meinen Bericht morgen früh zu gehen lassen, in sha'allah.«

»Oh, Madame sprechen sogar Arabisch?«

»Nein, leider nicht, meine Kenntnisse beschränken sich auf In sha'allah und Habibi. Das habe ich von meiner letzten Ägyptenreise behalten können. Auf Wiedersehen und möglichst nicht so bald wieder.« Damit klemmte sie ihre Mappe mit dem Laptop unter den Arm und verschwand aus der Wohnung. Loeb holte tief Luft, stieß sie mit einem Zischlaut wieder aus und meinte:

»Ich glaube, hier gibt es nicht mehr viel zu finden. Die Spurensicherung wird den Rest erledigen. Wir können zurück ins Büro gehen. Die Kollegen der KTED können die Wohnung versiegeln. Bruno, würdest du Pascal mitnehmen, ich bin mit dem Motorrad hier?«

»Selbstverständlich, ich bin mit dem Dienstwagen gekommen.«

Sie verabschiedeten sich von den Beamten der Spurensicherung. Loeb stieg auf sein Motorrad und brauste lautstark davon. Spühler und Chenaux fuhren etwas gemächlicher mit dem Polizeiauto weg.

Teil 1

Zum Ekel ist mein Leben mir; so lass ich meinem Jammer freien Lauf; reden will ich in meiner Seele Bitterkeit. Ich sage zu Gott: Sprich mich nicht schuldig! Lass mich wissen, warum du mir Feind bist.

Hiob Kap.10 Vers 1

Libanon 1988

Seit Monaten hatte es nicht mehr geregnet. Es war September, und immer noch herrschte Hochsommerwetter. Eine Bruthitze flimmerte über der ausgetrockneten Landschaft und machte den vom Bürgerkrieg geplagten Menschen das sonst schon schwierige Leben schwerer. In Shemlan, einem kleinen christlichen Dorf oberhalb Beiruts, hatte eine kühlende Meeresbrise etwas Linderung gebracht. Gegen Abend versammelte sich die Dorfgemeinschaft, um die neueste Entwicklung im Bürgerkrieg zu diskutieren. Die Kulisse hinter der Männergruppe war einmalig. Man konnte seinen Blick hinunter über die Hügel weit über das Meer schweifen lassen und war hingerissen von der sanft abfallenden, mit Zitronenbäumen und Feigenbüschen gesprenkelten Landschaft und der blauen Weite des Meeres. Ein kleiner Trost für die vielen Verwüstungen, die bei der Durchfahrt durch ebendiese Landschaft sichtbar waren. Der Dorfälteste namens Boutros, bei den Christen Scheich genannt, ereiferte sich gerade gegen die Männer, die sich ständig in den Vordergrund aus purer Sucht nach Selbstdarstellung stellten. Menschen, die Frieden und gutes Einkommen verkörpern, würden kaum respektiert, jedenfalls erheblich weniger geachtet als jene, die Sturm und aufwühlende Hefigkeit verbreiten. Er erklärte seinen Mitbürgern die Lage

und empfahl, General Aoun zu unterstützen. Aber die Christen waren untereinander uneins. Es gab die Khataeb, die Frangiéhisten, die SLA³, die Gruppierung um Michel Aoun und jene um Samir Geagea. Als Christen in diesem Gebiet waren sie isoliert. Doch pflegten sie keine allzu schlechte Beziehung zu den nachbarlichen Drusen. Die jungen Bürger des Dorfes waren, sofern sie im Lande weilten, meist in die von Aoun befehligten regulären libanesischen Streitkräften eingeteilt, so Ayoub Salam, das jüngste männliche Mitglied des griechisch-orthodoxen Salam-Clans im Dorf. Alle hatten ihn gern. Er strahlte etwas Liebes aus und schaute stets mit leuchtenden Augen in die Welt. Das sollte sich allerdings bald ändern. Wie sich herausstellen würde, schien sich in seinem Fall die Redensart *nomen est omen* zu bewahrheiten. Ayoub bedeutet Hiob, aus dem Alten Testament bekannt als ständig von Unglück heimgesuchter Mann. Angesichts der Gräuel des Krieges, die er täglich vor Augen hatte, konnte er den Kopf schütteln ob der Empfehlungen des Scheichs. Seiner Ansicht nach sollte man das Land verlassen, solange man konnte. Die Unterstützung irgendeiner Bürgerkriegspartei brachte Leid und Tod. Er war ein schöner und sympathischer Mann, eher introvertiert und zurückhaltend, was hierzulande eine Seltenheit darstellte und ihn mit einer geheimnisvollen Aura umgab. Die Mädchen im Dorf schwärmten für sein dichtes dunkelbraunes Haar, für seine großen braunen, seine schüchtern drein-

3 Die südlibanesisische Armee wurde durch Major Saad Haddad gegründet und war eine abtrünnige Einheit von etwa 2500 zumeist christlichen Männern, die sich von der libanesischen Armee im Jahr 1976 abgespalteten. Haddad und der SLA waren bewaffnet, ausgebildet und von Israel finanziert und besetzten zwischen 1978 und 2000 einen dünnen Streifen Land entlang der libanesisch-israelischen Grenze. Ziel war es, palästinensische Überfälle in Israel zu verhindern. Das SLA wurde im Jahr 2000 nach dem Rückzug Israels aus dem Südlibanon aufgelöst

blickenden Augen, für sein markantes Gesicht und seine sportliche Figur. Doch Ayoub hatte keine Augen für Mädchen. Er war im Krieg, der Krieg brannte rundherum und vor allem in seinem Kopf und in seinem Herzen. Nicht alle im Dorf wussten, dass er tiefgläubig war. Seine Erziehung war sehr streng gewesen, seine Mutter und der Ortsgeistliche hatten ihm eingetrichtert, dass Sex vor der Ehe krank mache. Die sogenannten »anständigen« Mädchen, ob islamischen oder christlichen Glaubens, waren nicht leicht zu haben. Sie hatten ihre hierzulande kostbare Jungfräulichkeit bis zur Verheiratung zu schützen. Allerdings kannten die meisten von ihnen Wege, wie man das Problem umgehen konnte. Eine Heirat wollte er erst nach dem Krieg oder nach einer Flucht ins Ausland eingehen. Ayoub's Bruder Tony war schon nach Frankreich geflüchtet. Die Familie hatte beschlossen, eine Schlepperorganisation zu engagieren, um ihm zur Flucht aus dem Libanon zu verhelfen. Der Weiterbestand des Clans musste gesichert und das Leben weitergegeben werden, aber das war in diesen Bürgerkriegswirren kaum wünschbar. Die Gefahr war zu groß, dass einen aus dem Hinterhalt eine Kugel traf, eine Bombe in unmittelbarer Nähe explodierte oder man niedergemetzelt wurde. Vater Soliman, ein ehemaliger Beamter in den Zeiten Chamouns, war Opfer eines solchen Anschlags geworden, der den Phalangisten gegolten hatte. Tony wohnte im sicheren Lyon und hatte schon eine Arbeit als Coiffeur gefunden, was ihm erlaubte, von Zeit zu Zeit etwas Geld nach Hause zu schicken. Soviel Glück hatte Ayoub nicht. Wie seine Freunde im Dorf tat er in der regulären Armee Dienst und litt psychisch und physisch unter den Begleitumständen des Krieges. Der Hass, der ihn umgab und von dem die meisten Männer und viele Frauen erfüllt waren, machte ihm zu schaffen. Manchmal, wenn er darüber nachdachte, kroch die Angst in ihm hoch, die Hassgefühle könnten auf ihn überspringen. Er war ein friedlicher Mensch.

Schon litt er hin und wieder unter selbst ihm unerklärlichen Wutanfällen. Nachts wälzte er sich unter Wahnvorstellungen; sadistische Dämonen verfolgten ihn in seinen Alpträumen. Wann immer er im Urlaub nach Hause kam, versuchten seine Mutter und seine Schwestern, ihn aufzumuntern und zu verwöhnen, soweit dies möglich war. Die Familie war wie überall im arabischen Raum untereinander zutiefst solidarisch und bereit, für ein Familienmitglied die größten Opfer zu bringen. Aida, seine ältere Schwester, war Krankenpflegerin und brachte ihm Medikamente, die ihm zum Durchschlafen ohne Alpträume verhalfen. Sie arbeitete im Hôpital St. Joseph, einem christlich geführten Krankenhaus in Beirut. Aline, die jüngere Schwester, war mit Maroun verheiratet und wohnte in Sin el Fil (Elefantenzahn), einem christlich beherrschten Quartier im Großraum Beiruts. Aufgrund einer schlecht verheilten Verletzung am linken Bein – er musste deshalb hinken – konnte Maroun weder in einer Miliz in der regulären Armee dienen. Dies brachte den Vorteil, dass er einem selbstständigen Erwerb als Elektriker nachgehen und dadurch seine Schwiegermutter etwas unterstützen konnte.

Ayoub's Mutter Nadjla übte sich in der traditionellen, libanesischen Kochkunst, die als Ursprung aller Küchentraditionen der ehemaligen Länder des Osmanischen Reiches gilt. Sie bereitete opulente Mahlzeiten zu, benutzte aber sehr wenig Fett oder Öl. In den Ayoub's Augen war ihr Kibbeh das Beste von ganz Libanon. Er liebte Taboulé (Petersiliensalat) und Baba Ghanoush (Auberginenmus mit Sesampaste und Knoblauch), das er zu Hause beinahe zu jeder Mahlzeit aß. Schon Wochen vor den landesüblichen Feiertagen freute sich jeweils die ganze Familie auf das Mezze, das in den Augen aller unvergleichlich war. Die Zubereitung dauerte Tage, während derer die Mutter kaum ansprechbar war und die Töchter tatkräftig mithalfen. Was da alles auf den Tisch kam, ließ jedem das Wasser im

Munde zusammenlaufen: Da gab es *Hindbeh bilzeyt*, d. h. gekochten wilden Chicorée mit Olivenöl und karamellisierten Zwiebeln, *Hummus* (ein Kichererbsenpüree), *Falafel*, (frittierte Bällchen daraus) und gefüllte Ziegenkäsekräpfen. Besonders fein und deshalb berühmt waren Mutter Nadjlas Fleischfüllungen in den *Kibbehs* (Getreidebreiklößchen) und in den *Warak Enabs* (Weinblätter), die sie mit all den duftenden Gewürzen der orientalischen Welt würzte: Koriander, Zimt, Pfeffer, Sesamsamen, Zatar, Thymian, Zitronenschale und Safran bildeten den Hauptteil ihrer Würzgeheimnisse. Die Gewürze zog sie selbst, zusammen mit ihrem Gemüse im Garten hinter dem Haus. Einige kleinere Zitronenbäume und ein Apfelbaum standen schon seit Urzeiten dort. Nahrungsmittel waren in diesen Kriegswirren oft schwierig zu ergattern, Mehl gab es manchmal gar keins. Wenigstens Huhn und Lamm war meist erhältlich. Die sprichwörtlich libanesische Gastfreundschaft erlaubte es, dass Ayoub trotz der generellen, kriegsbedingten, aber familiären Mangelwirtschaft manchmal einen Freund mitbringen durfte. Die Familie war keinesfalls auf Rosen gebettet; jeder zusätzliche Gast an ihrem Esstisch brachte einen späteren Verzicht mit sich.

Nachdem er vorher an der Dorfversammlung kurz teilgenommen hatte, war er heute allein nach Hause gekommen.

»Massah al Khair, guten Abend, Mamma, wie geht es dir?«

»Ayoub! Guten Abend. Oh, wie schön, dass du gekommen bist.« Sie drückte ihn an sich, er beugte sich hinunter und drückte ihr einen Kuss auf die Stirn. Sie fuhr fort:

»Lass' dich anschauen! Du siehst mager und abgekämpft aus. Ich werde dir ein feines Nachtessen mit deinen Lieblings Speisen zubereiten. In der Armee wirst du kaum anständig essen können.«

»Kommt Aida auch?«, fragte er.



Maximilian Eisen, geboren 1945 in Baar ZG, gehörte zum diplomatisch-konsularischen Dienst, bevor er 1982 in die Schweiz zurückkehrte und eine Tätigkeit als Beamter aufnahm. Ab 1992 Aufbau einer eigenen erfolgreichen Firma. Seit 2010 im Ruhestand. Seit Jahren befasst er sich mit Kulturen im Nahen Osten und erzählt Realitäten in Romanen. Hier legt er seinen zweiten Kriminalroman vor. Der erste erschien unter dem Pseudonym Yusuf Hadid.

www.maximilianeisen.com

Yusuf Hadid

Richter auf Abwegen
Justizskandal in Zürich
Kriminalroman

2013. 224 Seiten. Paperback € 12,90 (D).

ISBN 978-3-86455-962-4

Oberhalb der Stadt Zürich wird ein Stadtrat und ehemaliger Richter tot aufgefunden. Von den zuständigen Behörden wird der Verdacht auf einen unangepassten, nicht sehr glaubwürdigen, homosexuellen Unternehmer gelenkt, der schon früher wegen Vergewaltigung und Nötigung verurteilt worden war – wenn auch nach Meinung vieler zu Unrecht. Da der Richter sich mit seinen Urteilen nicht nur Freunde gemacht hatte, sucht die Polizei den Mörder unter potentiellen Rächern aus dem Einwanderermilieu, aber auch in der oberen einheimischen Mittelschicht. Selbstverständlich wird auch gegen den Hauptverdächtigen weiterhin ermittelt. In der Folge kommt es zu einem Indizienprozess, in dem der Angeklagte erneut verurteilt wird. Nachdem der Kommissar und einige aus seinem Team nicht an die Schuld des Angeklagten glauben, ermitteln sie hinter dem Rücken des Staatsanwaltes weiter ... ein zweiter Mord geschieht. Erneute Ermittlungen führen den Kommissar schließlich auf die richtige Spur.

www.edition-fischer.de • www.rgfischer.de
